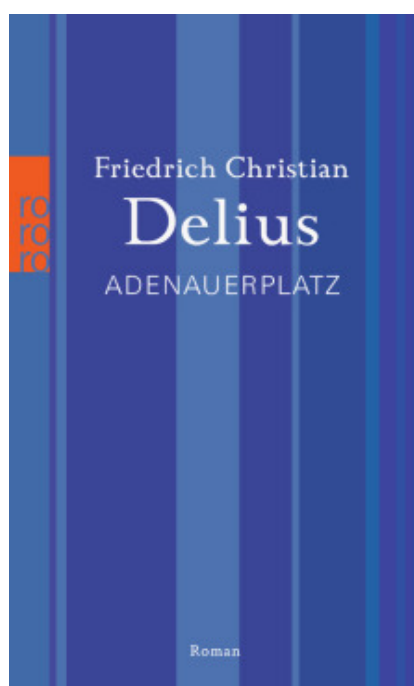


Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Adenauerplatz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Friedrich Christian Delius:
Werkausgabe in Einzelbänden

Bildnis der Mutter als junge Frau. *Erzählung*

Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. *Erzählung*

Amerikahaus und der Tanz um die Frauen. *Erzählung*

Als die Bücher noch geholfen haben. *Biografische Skizzen*

Mein Jahr als Mörder. *Roman*

Ein Held der inneren Sicherheit. *Roman*

Mogadischu Fensterplatz. *Roman*

Himmelfahrt eines Staatsfeindes. *Roman*

Adenauerplatz. *Roman*

Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus. *Erzählung*

Die Birnen von Ribbeck. *Erzählung*

Die Flatterzunge. *Erzählung*

Die Frau, für die ich den Computer erfand. *Roman*

Der Königsmacher. *Roman*

Wir Unternehmer/Unsere Siemens-Welt/Einige

Argumente zur Verteidigung der Gemüseesser. *Satiren*

Die Minuten mit Paul McCartney. *Memo-Arien*

Unsichtbare Blitze. *Ausgewählte Gedichte*

Friedrich Christian Delius

Adenauerplatz

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Arbeit des Autors an diesem Roman wurde durch den
Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.

Neuausgabe August 2013
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 1987
Copyright © 1984 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann
Satz Adobe Garamond Pro OTF (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26684 3

Leo acht

Es schlug neun, als Felipe Gerlach verkleidet war. In einer schweren, nachtblauen Jacke mit Uniformknöpfen, eine Krawatte an der Gurgel, auf dem Kopf eine Schirmmütze, so stand er für seine Rolle bereit. Er trug nicht die Mütze der Soldaten, der Polizisten, der Rotkreuzhelfer. Zivil gekreuzte Schlüssel kündeten von bester Absicht. An seinem Hosenbein war ein Stück Gummiknüppel zu sehen. Ein Funksprechgerät hing wie eine Waffe im Futteral. Alles da. Alle Knochen geordnet. Alles klar. Zwei Handgriffe auf die Jackentaschen, ein Gruß zum Kollegen in der Zentrale, dann verließ ein gut getarnter Mann die Etage der Wachgesellschaft Secura und begann seine erste Runde.

Das Abendlicht war von den Straßenlaternen schon fortgeschoben, der Himmel mit schwarzen Wolken gefleckt, und die dunklere Dämmerung rückte Schritt um Schritt näher. Gegen die Härte der Bürgersteigplatten wehrte sich der Körper mit ruhigen Bewegungen und fand allmählich zum gewohnten lockeren, achtunggebietenden Gang. Felipe Gerlach lief ohne Heftigkeit vorwärts, als habe er nur den einen Wunsch, federnd und leicht und wie von allein seine Strecke zurückzulegen. Ein Wettkampf gegen sich selbst oder gegen die Uhr. Ohne Zuschauer, ohne Schrittmacher, ohne Gegner.

Beim ersten Blick zur Seite in ein Gardinengeschäft sah er

durch stramm gefaltete Mustertextilien sein Abbild gespiegelt huschen. Eine Vogelscheuche, eine Verbrecherscheuche. Eine Vogelscheuche, der es nicht gelang, das Gesicht der Uniform anzupassen. Die Unfähigkeit, eine ernste, ordnungswütige Miene aufzusetzen, erheiterte ihn. Die Kleider zu tauschen war er imstande, aber nicht das Gesicht zu wechseln wie ein Schauspieler. Ja, einen einzigen Vorsatz hatte er gefasst, als er sein Kostüm zum ersten Mal anprobieren musste. Beim geringsten Anzeichen, eins zu werden mit der Figur, die er darzustellen hatte, eins zu werden mit Uniform und Mütze und Knüppel, bei der ersten Einfühlung in seine Rolle wollte er sofort kündigen. An diesem Abend sah er keine Kündigungsgefahr.

Er bog in die Friedrichstraße ein. Hier fing das City-Revier an. Die Arbeit, Augen offen halten, Verdächtiges melden, einzelne Geschäfte kontrollieren. Von nun an hatte er dem Revierbuch zu folgen und hieß für die Zentrale Leo acht. Leo acht gab seine Position durch, Ebert / Ecke Friedrich.

Die Ampel sprang auf Rot, und Felipe bremste den schon begonnenen Schritt. Er hatte es nicht eilig, er grüßte hinauf zum freundlichen Warterot. Er übte Geduld. Alles Training, sagte er sich, alles Training. Warten, die Sekunden abschmeckend warten. Wenn er in Stimmung war, konnte er seinen Job als Übungsprogramm betrachten, Warten ohne nervös zu werden für Fortgeschrittene. Die Trainingsstunden kosteten nichts. Er hatte Glück, er verdiente sogar Geld damit. Fast zehn Mark für die Stunde Warten, Laufen, Beobachten, Laufen. Warten und denken: Dies ist nicht die Wirklichkeit, dies ist nicht mein wahres Leben, alles nur ein Trainingsprogramm, eine Übung für später, es ist gleichgültig, was du jetzt tust, ob du wartest vor dieser Ampel oder in einer anderen Steinlandschaft, ob im Wald oder im Buch, in der Musik oder im Bett, in der eigenen

Haut oder in einer fremden. Das Ampelrot sprach: Lass dir Zeit, lass dich nicht überfahren, lass dir Zeit. Felipe bildete sich ein, wenigstens das gelernt zu haben in den achteinhalb Jahren, Zeit haben, gelassen bleiben. Aber er opponierte zugleich gegen das erzwungen Gelernte. Er war kein Meditationskünstler. Es gab immer noch etwas in ihm, das vorwärtsdrängte, das sich nervös wehrte gegen den Stillstand. Das grüne Männchen erschien, das mit starrem Schritt aufforderte zu gehen. Ein eiliger Angestellter, der Angst hat, eine halbe Minute zu spät ins Büro zu kommen.

Vor dem ersten Geschäft, dessen Sicherheit der Firma Secura anvertraut war, blieb Leo acht stehen, ein Fotogeschäft. Die Eisengitter waren heruntergelassen, die Türen zweifach verschlossen. Keine Unregelmäßigkeiten. Er bediente die Kontrolluhr und meldete der Zentrale sein Okay. Er sah gern in die vollgeladenen Schaufenster mit Fotogeräten und entdeckte sofort die Leicas, die wunderbaren, die heiß ersehnten, die unerreichbaren Maschinchen, von denen er früher geträumt hatte. Die Leicas waren nicht allein. Fünfzig, sechzig Kameras blickten ihn durch die Gittermaschen an. Sie sahen kleinen, metallischen Zootieren ähnlich, mit übergroßen Augen. Sie lagerten träge und traurig im Scheinwerferlicht, aber Felipe ließ sich nicht täuschen, er kannte sich aus. Die Kameras lagen auf der Lauer, die schwarzen, hungrigen Reptilien spähten nach Futter. Sie suchten ein Objekt. Brennweiten, Belichtungszeit, Entfernung, alles war elektronisch gemessen, gespeichert, geregelt und bereit für den kleinen, gefährlichen Biss. Das einzige Objekt war Gerlach. Die Auslöser schnappten nach ihm, sechzig Blenden gingen auf und bissen los. Die Filme schluckten die Bilder und rückten automatisch weiter, bereit für die nächste Attacke. Das Phantombild von Felipe

Ramón Gerlach Hernandez war rasch fertig. Es fehlte nur noch die Tat.

Der Fotografierte zog eine Fratze. Nicht getroffen. Er ging weiter, schlenderte die Friedrichstraße entlang, verwandelte sich wieder in Leo acht und steuerte den Adenauer an, den zentralen Platz der Stadt. Gegen Viertel nach neun sollte er zum ersten Mal dort auftauchen und seine Uniform zeigen. Abschrecken, beobachten, melden. In dieser Nacht war mehr zu tun als das übliche Programm. Das Herz schlug schneller, Krimibilder flimmerten vorüber. Nicht getroffen. Felipe winzige Aufregung missfiel Leo acht. Die Kameras im Nacken. Klick, Biss, getroffen. Nicht blinzeln, nicht grinsen, nicht wackeln. Die Kameras im Rücken, alle Auslöser bereit, sechzig Blenden gingen auf.

Am anderen Ende

Gestern oder heute oder wann, ein Postbote reißt Felipe aus dem Vormittagsschlaf und streckt ihm ein Telegramm hin. Felipe, als Langschläfer verdächtigt, mag den anzüglichen Blick des Boten nicht und murmelt etwas von Nachtschicht. Aber er ist schon verwirrt von der Klarheit seiner Ahnung. Wer überrascht einen Fremden schon mit Telegrammen, das kann nur der Tod sein. Seine Ahnung ist banal und trifft zu. Der Tod meldet, in einem spanischen Satz mit mehreren Rechtschreibfehlern, Mutter gestorben, Montag Beerdigung, Gruß Carlos. Auf dem Bett liegend, hingestreckt und die Hände auf der Brust, ist sein erster deutlicher Gedanke: Nun sind sie alle tot.

Er meint alle, die einmal älter waren als er. Er vergisst für einen Moment, dass die meisten seiner Onkel und Tanten noch leben. Er spürt eine wirre Erleichterung. Von nun an, denkt er, bist du kein Sohn mehr.

Erst allmählich beginnt ihn die Nachricht aufzustören. Es ist Montag. Selbst wenn das Telegramm rechtzeitig gekommen wäre, um eine Flugreise bis in den äußersten Süden Amerikas zu buchen, fortzufliegen und vierundzwanzig Stunden auf schmalen Polstern abzusitzen – bis nach Osorno zur Beerdigung wäre er auf keinen Fall gelangt. Einreiseverbot. Wie ein Fallbeil hängt über allen Grenzstationen seines Landes das Einreiseverbot. Der Name Felipe Ramón Gerlach Hernandez steht auf der viele tausend Namen langen Liste der Ausgesperrten. Ausgesperrt, weil es den Mördern nicht gelungen ist, ihn zu ermorden. Ausgesperrt aus seinem Land, weil er vor vielen Jahren für sein Land gearbeitet hat. Weil er nicht aufgehört hat, die Mörder Mörder zu nennen. Es ist ihm verboten, zu Hause Freunde zu haben und Verwandte zu besuchen, einen einzigen Menschen zu umarmen. Verboten, die vertrauten Straßen entlangzuschlendern und Haustüren zu öffnen. Das Sitzen im Café oder das Anfassen eines Telefonhörers könnte mit dem Tod bestraft werden. Unerlaubtes Landen auf einem Flugplatz wird im günstigen Fall mit Abschiebung geahndet. Nicht einmal den Friedhöfen darf er sich nähern.

Carlos, der Bruder, weiß das genau. Felipe wird wütend auf ihn, den Älteren, den Schlaufuchs, den Anpasser. Der hat das Telegramm mit Absicht verspätet geschickt. Der rücksichtsvolle Schurke, wahrscheinlich bildet er sich ein, seinem kleinen Bruder zu helfen und ihm das Nachdenken über eine weite Trauerreise zu ersparen. Selber über die seltsamen Pflichten zur letzten Ehre, über die Risiken und Kosten einer solchen

Reise zu entscheiden, nicht einmal das erlaubten sie ihm. Es ist wieder mal klar, die Verwandten brauchen ihn nicht. Sie bleiben rachsüchtig, immer noch. Das Einreiseverbot hilft, den Verräter fernzuhalten. Das Telegramm ist sachlich, kein Wort zu viel. Es hätte von Militärs abgefasst sein können.

Später, gegen Mittag, als er ans Frühstück geht, stellen sich die ersten Bilder ein. Am anderen Ende der Welt wird sie beerdigt. Am anderen Ende der Welt, wie viel Protzerei liegt in diesem Satz! Auf dem anderen Kontinent ist noch Morgen, Zeit der Begräbnisse. Von ferne hört er ein süßliches Heulen. Die Szene malt sich von selbst aus, je mehr er sich dagegen sträubt. Die Gemeinde der Pietisten von Osorno betrauert die Schwester im Glauben, Elena Lisa Hernandez Ladewig, die Frommen bewegen sich schleppend im Takt ihrer wimmernenden, schrillen Gesänge. Die Lieder, die Bilder wehen heran und liefern ihn einer gespenstischen Erinnerung aus, mit der er in diesen Augenblicken nichts zu tun haben will.

Er versucht, das Gesäusel und den langsam schreitenden Leichenzug mit Musik zu bekämpfen, doch er wagt nicht, sich auf eine Schallplatte festzulegen. Lieber Zufälliges aus dem Radio. Die klassischen Tempi tragen eine falsche, schwermütige Feierlichkeit ins Zimmer. Die Rockmusik dagegen mit dröhnenden Bässen rückt an mit stumpfem Gleichmut, walzt platt, schiebt weg. Nichts passt. Ein Knopfdruck, weg mit den schmerzenden Tönen!

Er greift zur Zeitung. Es herrscht Aufregung in Deutschland. Eine Regierung ist auseinandergebrochen, die Korrespondenten spekulieren über eine neue und beobachten jeden Schritt und jede Grimasse der Politiker. Das Publikum kann der Verteilung von Gunst und Macht zusehen, aufgeregt, aber stumm. Die neuesten Nachrichten haben für Felipe etwas Ver-

trautes. Irgendjemand zieht im Hintergrund die Fäden, die Puppen tanzen aufgeregt, kippen und stehen in neuer Konstellation wieder auf. Immerhin, es geht ohne Schüsse ab. Felipe meint Bescheid zu wissen und liest doch alles zu diesem Thema wie ein Völkerkundler, der seine Forschungsergebnisse über einen wunderlichen Stamm ergänzt und bestätigt findet. Dann räumt er das Geschirr weg, ohne die Tasse oder das Messer fallen zu lassen. Er staunt darüber, denn er hat die ganze Zeit ein kleines Unglück erhofft, wenigstens ein paar Scherben, vielleicht ein Schnitt in der Hand. Das Telegramm bleibt neben der Zeitung liegen, er hätte es gern unter den Schlagzeilen versteckt. Er liest es noch einmal, Buchstabe für Buchstabe.

Dann ruft er seine Freundin an, Anke im Stadtarchiv. Ihr Apparat ist besetzt, und er zufrieden. Eine Anstrengung weniger.

Doch er weiß nicht, wohin mit der Todesnachricht. Ein Hubschrauber knattert über die Dächer. Felipe hat den Wunsch, sich in Bewegung zu setzen. Aber schon wieder laufen, nein. Die ganze Nacht gelaufen, die nächste Nacht wieder laufen, nein. Er braucht einen ruhigen Nachmittag. Aber er kann nicht in der Wohnung hocken, als sei nichts geschehen. Er spürt noch kein Zucken der Trauer. Als Randfigur der Familie hat er nicht einmal den Vorteil, seine Verlegenheit mit Aktivitäten zu verbergen, wie es Angehörige sonst tun, die ihre neu geweckte Angst vor dem Tod mit den technischen Einzelheiten des Ablaufs des Begräbnisses in Schach halten, mit Behördengängen, Telefonaten, Anzeigen, Absprachen mit Pfarrern und Beerdigungsunternehmern, mit Umsicht für Gästelisten, Speisefolgen. Felipe ist kein Angehöriger. Er hat nicht einmal eine Reise zu planen, weder den Arbeitgeber zu verständigen noch Urlaub zu beantragen. Wären noch vier, fünf

Tage Zeit, er hätte vielleicht das Konsulat aufsuchen und mutig nach einer Ausnahmegenehmigung fragen können, neuerdings wurde nicht jeder Antrag auf einen Kurzbesuch in Familienangelegenheiten abgelehnt. Auch für diesen Test war es zu spät.

Ein heller Mantel

Ein milder Septemberabend, aber die Bürgersteige waren so wenig belebt wie immer. Warum den Deutschen der Wunsch abgestorben war, sich abends auf Straßen und Plätzen promenierend zu treffen, hatte Gerlach nie verstanden. An der Kälte konnte es nicht liegen, denn auch in der warmen Jahreszeit mieden die Bewohner nach Geschäftsschluss ihre Kaufstraßen, als seien sie ein Herd der Gefahr. Die Stadt hatte wenig schöne Seiten, aber allein das konnte kein Grund sein. Schließlich hatten die Bewohner den Programmen der Verhässlichung zugestimmt. Es musste mit der allgemeinen Angst vor Begegnungen und Berührungen zu tun haben. Vielleicht waren die Leute viel zu erschöpft, sammelten sich müde in den Wohnzimmern und saßen den Abend ab. Sie wollten keine Anstrengungen mehr. Sie starrten die Ausrufer auf den Bildschirmen an und warteten nicht einmal auf Erklärungen. Vielfarbige Filmbilder bewiesen jeden Abend aufs Neue, wie gefährlich die Welt außerhalb der eigenen Wände war. Die Gefahr, immer sprungbereit, lauerte überall, vor der Haustür, auf der Straße, erst recht in der Stadt. Die Zuschauer waren gefasst auf Vergeltung, sie fühlten sich schuldig, sie blieben lieber in ihrem Bau. Die wenigen Menschen, die noch die Kraft aufbrachten, an einem Abend in der

Woche ein Vereinslokal, ein Restaurant oder ein Filmtheater der Innenstadt aufzusuchen, den Opernsängerinnen oder den Lautsprechern der Diskotheken zuzuhören, die parkten ihre Autos möglichst nah am angesteuerten Ziel. So blieben nur einzelne oder paarweise verstreute Passanten, die auf der Suche nach Abwechslung und Gesellschaft abends zu Fuß die City durchstreiften. Die wenigen galten, weil sie wenige waren, als Risikopersonen. Als gefährdet oder gefährlich. Als potenzielle Opfer oder Täter. Für sie war die Polizei da und die Wachleute in den Funkwagen. Und weil das nicht genug schien, hatten einige Männer wie Felipe Gerlach zusätzlich Ordnungshüter zu spielen, Streifengänger in verschiedenen Bezirken der Stadt.

Wie aus dem Hinterhalt drängten plötzlich Leute schubsend vorbei. Felipe hasste es, angerempelt zu werden. Er sah einen Angriff darin. Er mochte die Eiligen nicht, die Gehetzten, die Galoppmensen, die Blitzmädel, die Terminboys, die Windhunde, die nichts verpassen wollten.

Herausgefordert, hielt er sich zurück und ging hinter den Remplern her, zwei junge Frauen und zwei Männer, auch sie schienen den Adenauerplatz anzusteuern. Er folgte ihnen und blickte nach vorn, vier Rücken, die ganze Breite des Bürgersteigs. Die Falten auf dem hellen Mantel der außen gehenden Frau. Die schwarzen Haare über dem strengen, eiligen Körper. Der Rücken der Mutter. Sie dreht sich nicht um, sie läuft weg, sie dreht sich zu spät um. Felipe, vier oder fünf, ein vergessenes Kind, soll einige Tage bei den Großeltern Gerlach bleiben. Die Mutter hat das Kind abgeliefert und will sich verabschieden. Das Kind will keinen Abschied, es spielt oben im Haus mit einer Cousine, die einige Jahre älter ist, ein geheimnisvoll großes Mädchen. Die Mutter steht unten im Hausflur und ruft das Kind herunter, ungeduldig, herrisch. Sie will den

Schwiegereltern zeigen, dass ihr Kind gehorchen kann. Das Kind spielt, es ist mit dem großen Mädchen verbündet. Die Mutter will los, sie muss den Bus erreichen. Das Kind weigert sich, das Spiel aufzugeben und die Treppe hinunterzusteigen. Es sagt: Komm du doch rauf! Kampf im Treppenhaus, immer heftigere Befehle, Schreie kreuzen sich, immer schärferes Nein. Die Mutter droht, sofort zu gehen, ihre Drohung bestärkt das Kind. Dann die schrille, gebrochene Stimme von unten: Ich geh jetzt! Die Haustür knallt. Das Kind spielt eine Weile mit der Cousine. Dann reißt auf einmal eine entsetzliche Angst in ihm auf, die Angst, die Mutter verloren zu haben, die Schuld, sie verstoßen zu haben, jetzt, für immer. Der Junge hastet die Treppe hinunter und rennt hinaus und hinter ihr her, eine endlose Allee entlang zur Straße hin, wo er sie weit vor sich laufend sieht, den Rücken unterm hellen Mantel, den immer näheren Rücken, der sich nicht umdreht, den strengen, eiligen Körper, den triumphierend abgewandten Kopf, bis endlich sie den brüllenden Jungen erhört und stehen bleibt und auf ihn zukommt. Aber es ist zu spät, die Trennung war schon vollzogen.

Er lief den vorgeschriebenen Weg. Bevor eine alte Traurigkeit sich ausbreiten konnte, steuerte er auf das Schuhgeschäft zu, das er zu inspizieren hatte. Er prüfte die Türen und Gitter. Auch die Schuhe waren für Eilige gemacht, die schnellen Sohlen, die Turnschuhstreifen, die neuen Stromlinienformen, alles trieb zur Schnelligkeit an. Der Hilfswachmann tat seine Arbeit und gab sich gelassen.

- Leo acht an Zentrale.
- Zentrale an Leo acht?
- Objekt Drei Drei Fünf, alles okay.
- Objekt Drei Drei Fünf?

– Ja.

– Da war doch vorgestern das Schachtgitter locker. Siehst du mal nach?

– Moment. Ja, alles fest verankert.

– Okay, Leo acht.

Er merkte wieder, wie nützlich ihm die Uniform war, die er seit drei Monaten trug. Man streifte eine dicke Jacke über, und schon war man weniger verletzlich, weniger nervös. Die Uniform bewahrte vor Selbstmitleid, vor weinerlichen Gefühlen. Da er so bekleidet war, als erwarte er nur Feinde auf der Welt oder als habe er mehr als sich selbst zu verteidigen, vermochte er leichter Distanz zu gewinnen zu allem. Die Uniform passte ihm nicht, sie gefiel ihm nicht, sie stand ihm nicht, aber sie ermöglichte ihm zu leben in diesem exotischen Deutschland, ein Land, das gut zu ertragen war, wenn man sich verkleiden konnte.

Serenade

Die Rekruten standen aufrecht, sie waren nicht verletzt. Gesund, tauglich, wehrbereit, die Augen geradeaus. Sie hatten die ersten Geländeübungen hinter sich, ihr Kreislauf hatte schon einen Marsch mit Sturmgepäck ausgehalten. Sie hatten allen Schlamm abgeduscht, sie hatten Gehorsam bewiesen, sie ließen sich vorzeigen. Sie hatten Handschuhe an, sie waren feine Herren jetzt. Die feinen Herren schossen nicht, sie standen still, sie standen stramm, Paradeaufstellung im Flutlicht. Die Stiefel drückten den Stadionrasen platt. Sie rissen keine

Löcher wie die Fußballstollen oder die Speere der Leichtathleten. Die feinen Herren schonten das Gelände, sie hatten keine bösen Absichten. Eine Feierstunde war zu überstehen, ein Eid nachzusprechen. Das Heeresmusikcorps spielte eine Serenade, die Blechbläser waren gut besetzt. Die Zuschauer klatschten Beifall, und die Soldaten rührten sich nicht. Ein Offizier in leuchtendem Grau trat vor, stolzierte aber nicht wie ein Ordensgockel, sondern suchte mit Schlichtheit zu überzeugen, noch ehe er ins Mikrophon sprach.

Anke Hennig sah der Schau abschätzig zu. Sie suchte das Gesicht ihres Bruders, den man zum Rekruten gemacht hatte. Unter den Baskenmützen waren die Köpfe alle ähnlich, nur durch die Schnurrbärte und die Farbe der Haare unterschieden. Sie konnte den Bruder nicht finden unter den Vorderleuten. So viele Soldaten hatte sie noch nie auf einem Haufen gesehen, und wie waren sie starr, steif, käsig! Durch das Stadion bellte die Lautsprecherstimme des Kompaniechefs. Anke war freiwillig gekommen. Sie war nicht scheu, sie wollte das Spektakel einmal aus der Nähe betrachten, die letzte Reihe der Tribüne war ihr nahe genug.

Was stellte man mit diesen Jungens an, die das Strammstehen so bescheuert fanden wie ihr Bruder? Auch Wolf Hennig wollte kein Soldat werden. Er war Jugendvertreter in seinem Betrieb, Metalller, er kannte genug Argumente gegen Rüstung und Soldaten, aber er weigerte sich, den Wehrdienst zu verweigern. Zuerst hatte er gesagt, die Demokratie müsse verteidigt werden trotz allem. Ja, aber ausgerechnet in der Kaserne? Daraufhin hatte er behauptet, er wolle nicht kneifen, er sei kein Feigling, er gehe mit seinen Kollegen. Okay, der Arbeiter tut, was man von ihm erwartet, und zwar solidarisch. Du hast gut reden, Schwester. Schließlich hatte sie herausgefunden,

dass Wolf auf keinen Fall den toten Opas die Scheiße weg-
wischen wollte, wie er sagte, die Spastis füttern oder Kinder-
mädchen spielen. Die Angst vor den Kranken und Alten, die
war es, die Angst der Achtzehnjährigen vor dem Tod war das
stärkste Motiv, Soldat zu werden trotz allem. So kamen die
Kompanien zusammen. Aber es fehlte etwas. Der Kompanie-
chef musste sich anstrengen, er hob die Stimme. Eben nicht
Kadavergehorsam ist gefragt, sondern Treue, die letzten Endes
Treue zu sich selbst bedeutet. Was für Worte! Kadavergehör-
sam, was dachten sich diese Männer dabei, wenn sie solche
Wörter ins Mikrophon brüllten, dachten sie an Kadaver? Und
Treue? Als ginge es hier um einen Ehevertrag. Mit welchem
Staat sollten diese Burschen schon fremdgehen? Sich dem Staat
verpflichten irgendwie, das ließ sich noch einsehen. Aber Treue
zu sich selbst, letzten Endes? Der Kompaniechef, zwischen
Ziersträuchern in Kübeln, hatte gut reden. Er bestimmte, was
Treue sein sollte im Ernstfall, und wenn die Vorgesetzten des
Vorgesetzten entschieden, dann wurde nicht mehr von Treue
geschwafelt.

Sie wusste, auch ihr Bruder konnte bei solchen Sätzen nur
wütend werden. Unruhig war er bestimmt schon. Er war Fuß-
baller, Stürmer, er brauchte Bewegung, er hasste das Stramm-
stehen. Eine Tortur, jemanden wie ihn ausgerechnet auf einem
Fußballplatz stillstehen zu lassen, länger als eine Stunde, zwei
Halbzeiten lang. Ein milder Septemberabend, die schönsten
Stunden für Trainingsspiele unterm Flutlicht. Felipe hatte es
besser, er konnte sich wenigstens bewegen wie ein normaler
Spaziergänger. Wolf trug Handschuhe, Anke konnte sich leicht
vorstellen, wie die Handschuhe kniffen am kleinen Finger, die
Soldaten durften sich nicht rühren, die Handschuhe nicht
zurechtzupfen, alle Hände an der Hosennaht. Arme Idioten,

dachte Anke, unglaublich, was sich ausgewachsene Männer gefallen lassen! Sie fühlte sich stärker als alle diese ausstaffierten Kerle zusammen. Die feinen Herren, im schneidenden Flutlicht standen sie da wie in die Kälte geschoben, schon erstarrt und zum Einfrieren bereit. Ein unerwartetes Mitleid regte sich in ihr, oder war es der Wunsch, die Männer aus ihrem Bann zu erlösen? Sie sah sich die Tribüne hinabsteigen, durch die Zuschauer drängen, an den wachsam Feldjägern vorbeiziehen, langsam über den Rasen auf die Soldaten zugehen und ihnen den blöden, geradeaus gerichteten Kopf verdrehen, durch die Reihen schlendern und den Jungen das Zauberwort zuflüstern, das sie von aller Totenstarre befreite, und ihren kleinen Bruder begrüßen, ihm die schwarze Baskenmütze abnehmen und eine gescheite Jacke überwerfen, mit ihm ein Bier trinken gehen und noch einmal über alles reden.

Auf der Tribünenseite saß Anke zwischen den stummen Eltern der jungen Rekruten, es waren junge Eltern. Man hatte sie persönlich eingeladen, und nun sahen sie stolz und verängstigt auf ihre Söhne in der grauen Uniform hinunter. Sie hatten Soldaten gezeugt. Fesch und sauber stand er da, der Junge, und schon entrückt, nicht mehr zu erkennen zwischen seinen Kameraden, ein Mann schon mit Stiefel und Koppel und fertig wofür. Im Zentrum der Tribüne saßen Offiziere, pensionierte Kasernenkameraden und die beflissenen Vertreter der lokalen Politik, sie hatten Beifall geklatscht beim Aufmarsch, Beifall nach der Serenade, Beifall bei Treue und Frieden und Freiheit. Die Stehplätze im weiten Rund waren mit Soldaten gefüllt, die als Zuschauer abkommandiert waren. Auch wehrhaft begeisterte Bürger waren zugegen, die an diesem Abend etwas erleben wollten, ein erhebendes Schauspiel, eine Demonstration gegen die Friedensschwätzer, ein Wonnegefühl gemeinsamer Stärke.